

# Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

## Der Erste Internationale Weltkongreß für Liturgie und Pastoral in Assisi

Wir konnten in unserem vorigen Heft (S. 62—68) bereits die Ansprache des Heiligen Vaters an die Teilnehmer des I. Internationalen Weltkongresses für Liturgie und Pastoral, die sich nach dreitägiger Arbeit in Assisi zum Abschluß nach Rom begeben hatten, wiedergeben. Inzwischen liegen uns die Referate der Redner der Tagung im Wortlaut vor, so daß wir unsern Lesern wenigstens die aktuellsten Abschnitte dieser Texte vorlegen und in ihrer Bedeutung beleuchten können.

Der Erste Internationale Weltkongreß für Liturgie und Pastoral, der vom 18. bis 21. September in Assisi stattfand, unterschied sich von früheren Liturgischen Kongressen (z. B. dem von Lugano 1953, vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 364 ff., von Maria-Laach 1951, vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 178 ff., oder den deutschen Liturgischen Kongressen, 1951 in Frankfurt, vgl. Herder-Korrespondenz 4. Jhg., S. 481 ff., und 1955 in München, vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 29 ff.) dadurch, daß es sich nicht um ein „Studientreffen“ handelte, in dem sich führende Männer der liturgischen Bewegungen verschiedener Länder oder eines Landes über bestimmte Fragen der liturgischen Erneuerung berieten. Der Kongreß von Assisi war keine Arbeitstagung, es fanden keine Diskussionen statt, und es wurden keine Entschließungen oder Desiderata formuliert. Vielmehr waren in Assisi über 1200 Teilnehmer aus aller Welt zusammengekommen, an ihrer Spitze fünf Kardinäle und über 80 Bischöfe, vor denen in erster Linie ein Überblick über die gegenwärtige Lage der liturgischen Erneuerung, zumal in bezug auf das bedeutende liturgische Werk des gegenwärtigen Papstes gegeben wurde. Von hier aus kamen in den Referaten dann auch die konkreten Fragen zur Sprache, sowohl als Dank für das bereits Gewonnene wie als Bitte und Vorschlag zu weiteren Fortschritten in der gleichen Richtung. Die Zeitschrift der belgischen Benediktinerabtei Saint-André-lez-Bruges „Paroisse et Liturgie“ betont (Nr. 6, 1956, S. 486) als eines der bedeutendsten Merkmale des Kongresses seinen „semi-offiziellen, hierarchischen Charakter“, der sich in der Person des Präsidenten, Kardinal Cicognanis, Präfekten der Heiligen Ritenkongregation, in der zahlreichen Teilnahme des Episkopats und in der Qualität der Redner: Bischöfe und Konsultatoren der Heiligen Ritenkongregation, ausgedrückt habe; es habe besonderen Eindruck gemacht, daß diese hochgestellten Redner sich zu Wortführern der brennendsten liturgischen Wünsche weiter Schichten des Seelsorgeklerus gemacht haben. Das wohl am stärksten und einmütigsten wiederkehrende Anliegen war dabei ohne jeden Zweifel der Wunsch nach der Muttersprache.

Wir haben gesehen, daß der Heilige Vater in seiner Ansprache an den Kongreß demgegenüber nochmals an die unbedingte Verpflichtung für den zelebrierenden Priester gemahnte, die lateinische Sprache zu benutzen (vgl. voriges Heft S. 67). Die Tagespresse hat diesen Satz aus der großen Ansprache zur Genüge herausgestellt. Verschiedene Formulierungen in der einleitenden Rede Kardinal Cicognanis über die Rolle und Würde der lateinischen Sprache schienen den Eindruck einer gewissen Zurückhaltung

Roms in dieser Frage zu bestätigen. Hierzu bemerkt die kurze Notiz in „Paroisse et Liturgie“ (und in ähnlicher Weise wurden gewisse Einzelheiten bei der Erneuerung der Osterliturgie auch in dem Referat von P. Antonelli interpretiert): „Diese Anordnung [des Heiligen Vaters] erlaubt es, gerade wenn man die Maßnahmen in Betracht zieht, die für die Heilige Woche bereits in Anwendung gekommen sind und die die Lesungen, die Gesänge, die diakonalen Mahnungen usw. dem Zelebranten entziehen, eines Tages eine Liturgie zu erhoffen, wo die Elemente, die nicht wirklich Sache des Zelebranten sind, in der Muttersprache ausgeführt werden, während die Gebete, die das innerliche Beten der Gläubigen zusammenfassen, und der Kanon Latein bleiben.“

### Die Vortragsfolge

Um einen Überblick über die gesamte Thematik des Kongresses zu geben (von dem wir ja nur Bruchstücke ausführlicher wiedergeben können), schicken wir die Vortragsfolge voraus.

Eröffnungsrede Kardinal Cicognanis: Papst Pius XII. und die Erneuerung der Liturgie aus dem Geiste der Seelsorge  
J. A. Jungmann SJ: Seelsorge als Schlüssel der Liturgiegeschichte

Dom Capelle, Abt von Mont-César (Belgien): Die Pastoraltheologie der Enzykliken *Mystici Corporis* und *Mediator Dei*

Kardinal Gerlier von Lyon: Die neuen doppelsprachigen Ritualien und ihre Auswirkung in der Seelsorge

Johannes Wagner, Trier: Liturgische Kunst und Seelsorge  
A. Bea SJ, Rom: Die seelsorgliche Bedeutung des Wortes Gottes in der Liturgie

Willem van Bekkum, Apostol. Vikar von Ruteng (Indonesien): Liturgische Erneuerung im Dienste der Mission  
Dom Olivier Rousseau OSB, Chevetogne (Belgien): Das Verhältnis von Liturgie und Seelsorge in den orientalischen Liturgien

Francisco Miranda-Vicente, Bischof-Koadjutor von Toledo: Die Apostolische Konstitution *Sacramentum ordinis* und ihre Bedeutung für die Weihetheologie (Über die Priesterweihe, 1947)

Gabriel Garrone, Erzbischof-Koadjutor von Toulouse: Die seelsorgliche Tragweite der Apostolischen Konstitution *Christus Dominus* (Neuordnung des Nüchternheitsgebots und Zulassung der Abendmesse; vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 217—222)

Ferdinando Antonelli OFM, Generalrelator der Heiligen Ritenkongregation: Die liturgische Erneuerung der Heiligen Woche. Bedeutung, Durchführung, Ausblicke. Mit Korreferaten von Erzbischof Edwin V. O'Hara, Bischof von Kansas City, USA, und Bischof Otto Spülbeck, Apostolischer Administrator der Diözese Meißen

Albert Stohr, Bischof von Mainz: Die Enzyklika *Musicae Sacrae Disciplina* und ihre Bedeutung für die Seelsorge  
Kardinal Lercaro, Erzbischof von Bologna: Rubrikenvereinfachung und Brevierreform.

Ein Teil dieser Vorträge hat, wie man sieht, vorwiegend historischen Charakter oder beschäftigt sich hauptsächlich mit der Analyse päpstlicher Dokumente, die unseren Lesern bekannt sind. Da es uns unmöglich ist, all diesen Darlegungen nachzugehen, möchten wir uns hier in erster Linie auf die Wiedergabe jener Ausführungen beschrän-

ken, die die konkrete Situation der Gegenwart mit ihren Erfordernissen behandeln.

### *Geschichte der Liturgie und Seelsorge*

Auch das Anliegen der geschichtlichen Rückblicke, die auf dem Kongreß von Assisi geboten wurden, bestand allerdings ganz allgemein darin, aufzuweisen, in welcher Weise die Veränderungen im Bereich der Liturgie im Laufe der Geschichte zu einem großen Teil auf seelsorgliche Anliegen zurückzuführen sind. Dieser Gedanke beherrschte sowohl den geschichtlichen Rückblick auf die sakrale Kunst, insbesondere die Baukunst (den Msgr. Wagner, Leiter des Liturgischen Instituts in Trier und einer der Initiatoren des Kongresses, mit großer Klarheit gab), wie auch den Rückblick auf die Entwicklung der Kirchenmusik und der Verkündigung der Botschaft Christi im Rahmen der Liturgie. Er bildete den eigentlichen Gegenstand des Vortrags von P. Jungmann SJ über den pastoralen Gedanken in der Liturgiegeschichte überhaupt. Auf die Frage, „nach welchen Gesichtspunkten . . . diese (vielfältigen frühen) Formen geschaffen worden“ sind und „warum überhaupt diese Vielfalt der Formen“ bestand und z. T. noch besteht, antwortete er: es ist die „Sorge des kirchlichen Amtes für die Kirche . . . als Gesamtheit der Gläubigen . . . als plebs sancta“ gewesen, die die liturgischen Formen hervorgebracht hat.

Dieses Anliegen brachte vor allem, wie Jungmann aufzeigte, den mehrmaligen Wechsel der liturgischen Sprache mit sich. Als die junge Kirche über ihr Ursprungsland hinausgreift, „bringt sie ihre Überlieferung mit, nicht nur die überlieferte Lehre, sondern auch die liturgische Überlieferung . . . Aber sie bringt auch den Grundsatz mit, daß der Gottesdienst Sache der Gemeinschaft sein soll. Der Gottesdienst behält nun zwar die Färbung aus seinem Ursprungsland, aber für Gebet und Lesung sehen wir die Kirche nicht am Aramäischen oder Hebräischen festhalten, sondern sie übernimmt das Sprachgewand von den neuen Völkern . . .“, d. h., sie bediente sich damals der griechischen Sprache. Als dann in Rom die Gemeinde den Kreis der griechischen Kolonie überschritt, „ . . . vollzieht sie hier im 3. Jahrhundert noch einmal einen sprachlichen Übergang: vom griechischen zum lateinischen Gottesdienst“. Erst in Rom im 3. Jahrhundert kam ein Gesetz der Konstanz zur Geltung, das sich zunächst jedoch nur auf die Sprache erstreckte, nicht auf die große Vielfalt der Formen, die sich noch jahrhundertlang im lateinischen Raum erhielt. „Inwieweit sollte aber bei der Übertragung liturgischer Formen von Land zu Land die Anpassung, inwieweit das Festhalten am Überlieferten maßgebend sein? . . . Hier waren je nach den Zeitverhältnissen verschiedene Lösungen möglich.“ Ein Element in der Kirche hat sich jedoch immer nach dem jeweiligen Volkstum gerichtet: die Predigt; die Kirche hat um das Recht der Predigt in der Volkssprache selbst bei Minderheiten und kleinen Gruppen immer wieder gekämpft. „Und dort, wo Predigt und Katechese unter dem Druck mißlicher Verhältnisse nicht mehr zur Entfaltung kommen konnten, wie das bei manchen Völkern des Orients durch Jahrhunderte der Fall war, hat die Kirche, wo sie nicht überhaupt den Übergang zu den nationalen Sprachen vollzog, dies wenigstens für jene Teile des Gottesdienstes getan, die das Volk näher berührten; sie hat wenigstens für die Lesungen und für die Litaneien, die der Diakon mit dem Volk gemeinsam zu sprechen hatte, die neuen Sprachen

herangezogen, so vor allem das Arabische.“ Das gelte auch für die Spendung der Sakramente.

P. Jungmann legte dar, welche Funktion die Liturgie überhaupt in der christlichen Kirche auszuüben hat, nämlich: die Kirche, d. h. die christliche Gemeinde zusammenzuführen; die Gläubigen zu einem bewußten Christentum zu führen (unter diesen Gesichtspunkt fallen die Fragen der liturgischen Sprache); und die Gläubigen zu christlichem Opfern und Beten hinzuführen. Durch dies alles ist „die Liturgie durch Jahrhunderte die wichtigste Form der Seelsorge gewesen. Das gilt vor allem für die Jahrhunderte, in denen die Liturgie im wesentlichen geschaffen worden ist. Die Ungunst der Verhältnisse hat es mit sich gebracht, daß in den Jahrhunderten des späten Mittelalters zwar in zahlreichen Kirchen von Priesterkollegien und Mönchsgemeinschaften die Liturgie mit großem Eifer und hohem Glanz gefeiert und auch weiter ausgebaut worden ist, daß sich aber etwas wie eine Nebelwand zwischen Liturgie und Volk geschoben hat, eine Nebelwand, hinter der die Gläubigen nur noch undeutlich erkennen konnten, was am Altar vor sich ging.“ Auch da suchte der Klerus noch die Liturgie durch dramatische Elemente für die Seelsorge ergiebiger zu gestalten: Licht, Weihrauch, Chorgesang, die Erhebung der verwandelten Gestalten wandten sich an die Sinne der Gläubigen. „Aber freilich, die Nebelwand blieb. Der wichtigste Träger des Aufschwungs der Seele zu Gott, das Wort der Liturgie, ist dem Volk unzugänglich geworden.“ Vielleicht sei diese Starre notwendig gewesen, um das Opfer der Kirche vor den Angriffen der Häresie zu hüten. Heute jedoch beginne die Starre zu weichen.

Während dieses Vortrages wie während aller folgenden im Laufe des Kongresses in Assisi erhielten die Redner jedesmal, wenn sie zugunsten des Gebrauchs der Muttersprache in der Liturgie sprachen, die lebhaftesten Beifalls- und Sympathiekundgebungen von seiten der Anwesenden. So geschah es gleich im folgenden Vortrag, dem Kardinal Gerliers über die zweisprachigen Ritualien. Die zweisprachigen Ritualien nehmen in den letzten 25 Jahren immer breiteren Raum ein. Verschieden je nach den Ländern, gestatten sie den Gebrauch der Volkssprache für einen mehr oder weniger großen Teil der Texte bei der Sakramentenspendung. „Bestehen bleibt die Forderung, daß das Latein beige druckt sein muß und daß für die allerwichtigsten Formeln und Exorzismen die Volkssprache nicht verwendet werden darf.“

### *Das Wort Gottes in der Liturgie*

Das Problem der volksnahen Verkündigung in der Liturgie kam ebenfalls in dem Referat Augustin Beas SJ vom Päpstlichen Bibelinstitut in Rom zur Sprache. Die liturgischen Texte sind vom ersten bis zum letzten Wort geformt und getragen vom Wort Gottes, auch wo sie nicht einfach das Wort Gottes selber wiedergeben. Gesänge und Gebete atmen alle diesen Geist. P. Bea wollte jedoch nur auf jene Teile der Liturgie, insbesondere der Meßliturgie, eingehen, in denen das Wort Gottes, d. h. Texte der Heiligen Schrift, nicht zu Gebet und Gotteslob benutzt werden, sondern der Verkündigung eben des Wortes Gottes dienen, d. h. in erster Linie Epistel und Evangelium und deren Auslegung in der Homilie, die seit frühesten Zeiten die seelsorgliche Bedeutung der Schriftlesungen verstärken sollte. Die drei Teile seiner Ausführungen: ein geschichtlicher, ein theologischer und einer, der das praktische Element der Verbindung des Wortes Got-

tes mit dem eucharistischen Opfer betrachtete, führten P. Bea zu der „wichtigen Folgerung für den Priester“, daß er „gleichzeitig Diener des Wortes und Diener der Sakramente ist“.

Im geschichtlichen Rückblick zeigte der Vortragende, daß die Verbindung von Wortdienst und Opferdienst im Christentum überhaupt etwas Einmaliges ist. Sie war etwas Neues, als die jungen christlichen Gemeinden sie nach dem Vorbild Christi selber von den ersten Anfängen an feierten (der Tempel in Jerusalem war nur Opferstätte, die Wortbelehrung erfolgte in frühen Zeiten im Freien, später in den Synagogen; in der antiken Welt beweist die Anlage der Tempel, daß sie keineswegs Raum für eine der Belehrung lauschende Menge boten). „Man könnte mit einem gewissen Recht sagen, der Herr habe an diesem denkwürdigen Abend (des Abschiedsmahls) die Grundgestalt der hauptsächlichsten liturgischen Handlung seiner Kirche geschaffen: die enge Verbindung des Wortes Gottes mit Gebet und der Darbringung des Opfers. Diesem Beispiel folgte die junge Kirche.“

Ein wichtiges historisches Faktum ist sodann folgendes: „Die Unterweisung, die gelegentlich der eucharistischen Feier erteilt wurde, suchte möglichst vollständig zu sein und die heilige Geschichte und die volle geoffenbarte Lehre darzulegen, die uns in den heiligen Büchern überliefert worden ist. Man las nicht wie heute bloß einige kurze Abschnitte, sondern es war, wenigstens vom 3. Jahrhundert an, die ‚lectio continua‘ in Übung, die fortlaufende Lesung der Heiligen Schrift, die nur an den Hochfesten Ostern und Pfingsten von Lesungen unterbrochen wurde, die den betreffenden Festgeheimnissen angepaßt waren. An die Lesung der heiligen Bücher schloß sich dann die Predigt, die in der Regel nur eine Erklärung des verlesenen Abschnitts war. So entstanden die zahllosen Homilien, die uns die alte Kirche . . . hinterlassen hat . . . Die Nahrung, die die Kirche in jenen ganz besonders gefährlichen Zeitläuften reichte, war, neben dem eucharistischen Brot, das Brot des Wortes Gottes . . . Die Lesung und Erklärung der heiligen Bücher sollte ihnen die echten Wahrheiten des Glaubens lehren, die Christus selbst und die Apostel vorgetragen hatten.“

Im theologischen Teil seines Vortrags legte P. Bea kurz die Gründe dar, warum der Glaubensunterweisung durch das Wort Gottes eine so große Bedeutung zukommt: „. . . Für jeden Menschen und in jeder Lage bleibt das Wort des Apostels wahr: ‚Die ganze Heilige Schrift, von Gott inspiriert, ist nützlich zur Belehrung, zum Erweis der Wahrheit, zur sittlichen Besserung und zur Erziehung in der Gerechtigkeit, damit der Mann Gottes ausgerüstet sei zu jedem guten Werk‘ (1 Tim. 3, 16) . . . Es kann somit kein Zweifel sein“, so beschloß P. Bea diesen Teil seines Vortrags, „daß der Heiligen Schrift eine besondere Kraft und seelsorgliche Bedeutung innewohnt und daß daher alle die Bestrebungen, die dahin zielen, daß man die heiligen Bücher kennt, liest, betrachtet und verwendet, volle Billigung und aufrichtige Ermutigung verdienen.“ Diese Wirksamkeit des Wortes Gottes steigert sich noch in der Liturgie durch die Verbindung mit dem eucharistischen Opfer, das seiner Verkündigung eine besondere Gnade zufließen läßt.

An dieser Stelle wandte sich P. Bea den ganz konkreten gegenwärtigen Zeitverhältnissen zu: „Unsere schwer bedrängte Zeit bietet noch besondere Gründe, diese von der Vorsehung geschaffene Verbindung der Schriftlesung und des eucharistischen Opfers nutzbar zu machen. Tatsächlich

ist heute die heilige Messe für sehr viele an Sonn- und Festtagen die einzige Gelegenheit zu einer tieferen religiösen Unterweisung . . . Diese Lage, die in vieler Hinsicht derjenigen der Christen während der Verfolgung und Glaubensstreitigkeiten der ersten Jahrhunderte ähnlich ist, erklärt es auch, daß eifrige Seelenhirten dringend wünschen, daß die Zahl der für die Predigt geeigneten Perikopen, die heute sehr beschränkt ist, durch irgendwelche zweckdienliche Maßnahme vermehrt werde, sei es durch Einführung eines drei- oder vierjährigen Zyklus, sei es auf irgendeine andere Weise, die den besonderen Bedürfnissen und Verhältnissen unserer Zeit entspricht. Gewiß kann man für die Predigt auch Gegenstände wählen, die außerhalb der Schriftperikopen liegen; aber die Homilie, als Erklärung des unmittelbar vorher verlesenen Wortes Gottes, ist immer die Predigt gewesen, der die Kirche für die heilige Messe den Vorzug gab, und auch heute noch gilt die Vorschrift des Caeremoniale Episcoporum: ‚Die Predigt während der Messe muß in der Regel über das laufende Evangelium handeln‘ (L. I, c. 22, n. 2). Viele meinen daher, daß eine größere Anzahl von Perikopen, die so ausgewählt wären, daß sie alle wesentlichen Glaubenslehren enthielten, heute ein großer Vorteil für die Seelsorge wäre. Es wird die Aufgabe der zuständigen Autorität des Heiligen Stuhles sein, die Ausführbarkeit derartiger Vorschläge im Lichte der ganzen liturgischen Reform zu prüfen und jene Entscheidungen zu treffen, die allen Elementen Rechnung tragen, die mit dieser vorsichtig zu behandelnden und verwickelten Frage zusammenhängen, die seit drei oder vier Jahrzehnten sowohl von den Liturgikern als auch von eifrigen Seelenhirten untersucht und erörtert worden ist.“

„Aber vielleicht wird jemand einwenden: heißt all das nicht, die Liturgie ihrer erhabenen Würde als Verehrung Gottes berauben und sie in den Dienst des Menschen stellen?“

„Darauf läßt sich zunächst folgendes antworten: Wenn die heilige Kirche, vom Heiligen Geiste geleitet, von ihren ersten Zeiten an so gehandelt hat, so ist dieser Weg sicher kein Irrweg und der Würde der heiligen Liturgie nicht zuwider. Aber weiterhin: das liturgische Handeln der Kirche umfaßt nicht nur das eucharistische Opfer und das gemeinschaftliche Gebet, sondern besteht, wie Pius XII. in der Enzyklika *Mediator Dei* ausführt, auch aus nicht wenigen ‚anderen Riten, durch die die Menschen sich heiligen und Gott die ihm gebührende Verehrung erweisen können‘. Zu diesen liturgischen Riten rechnet der Heilige Vater auch ‚die Lesung aus dem Gesetz und den Propheten, aus den Evangelien und den Briefen der Apostel, und endlich die Homilie oder Predigt, in der der Vorsteher der Gemeinde die Vorschriften des göttlichen Meisters ins Gedächtnis ruft und nutzbringend erklärt, wichtigere Begebenheiten aus dem Leben Jesu vorlegt und den Anwesenden geeignete Mahnungen und Beispiele vor Augen hält‘ [*Mediator Dei*, vgl. Herder-Korrespondenz 2. Jhg., S. 148]. Ferner: das Wort ehrfürchtig anhören, es bereitwillig und dankbar ins Herz aufnehmen, sich sorgfältig bereitmachen, es zu befolgen durch ein wirklich und tief christliches Leben: ist vielleicht dies alles nicht eine echte und kostbare Verehrung Gottes? . . . Der Mensch, der das Wort Gottes hört und aufnimmt, bereitet und rüstet seine Seele, um Gott, seinem Herrn und Schöpfer, den erhabenen Kult im Geiste und in der Wahrheit zu bieten, die vollkommene Gabe des unendlichen Opfers des Gottmenschen, und als Entgelt erhält er dann von

Gott das kostbare Geschenk der Gnade, die aus dem eucharistischen Opfer strömt und der Seele hilft, immer vollkommener dem Willen Gottes zu gehorchen, der ihm im Worte Gottes kundgetan wird. Diese mystische Vereinigung des Wortes Gottes und des Brotes des Lebens, die sich in wunderbarer Weise in der Liturgie verwirklicht, ist etwas der Kirche Christi Eigenes und Charakteristisches . . .“

In einem letzten Teil, in dem P. Bea die Aufgaben des Priesters als „Dieners des Wortes“ und zugleich „Dieners des Sakramentes“ betrachtete, kehrte er nochmals zu der Frage der „lectio continua“ zurück. „Die ‚lectio continua‘ der Heiligen Schrift“, so sagt er, „läßt sich heute leider nicht wieder in vollem Maße herstellen. Einst in den religiösen Zusammenkünften des ganzen christlichen Volkes in Übung, mußte sie sich bald in die Klöster und Konvente zurückziehen; dann kehrte sie, auf ein recht bescheidenes Ausmaß vermindert, im Brevier zum Weltklerus zurück. Aber eine passende Auswahl der Lesungen des Breviers, die gleichzeitig dem aszetischen Leben des Priesters selbst und seiner seelsorglichen Tätigkeit nützlich ist, eine Auswahl, die von vielen eifrigen Priestern gewünscht wird, entspricht sicher auch dem Willen der Kirche . . . Erst dann, wenn der Priester in der heiligen Messe das Wort Gottes ‚ex plenitudine contemplationis‘ verkündet, wird dieses Wort Gottes alle die seelsorgliche Frucht bringen können, die die mystische Verbindung des eucharistischen Brotes und des Brotes des Gotteswortes verspricht.“

#### *Die Hoffnungen der Missionen*

Wenn schon in der alten Christenheit die von Pius X. begonnene und insbesondere von Pius XII. durchgeführte Liturgiereform seelsorglichen Bedürfnissen entsprungen ist, so sind diese noch viel dringlicher in den Missionsländern. Sie gehen aber im Ganzen genau in die gleiche Richtung, da die erstrebte und ersehnte Teilnahme des Volkes an der Feier der Liturgie an gewisse allgemeingültige menschliche Voraussetzungen gebunden ist, die sich in den Missionsländern noch gleichsam in vergrößertem Maßstab zeigen. Was der Missionsbischof von Ruteng in Indonesien, Msgr. Willem *van Bekkum*, in seinem Referat „Die liturgische Erneuerung im Dienste der Mission“ sagte, stellte daher im Grunde ganz allgemein gültige Gedanken und Wünsche in ein helleres Licht. Msgr. van Bekkums Vortrag war einer der ergreifendsten und am meisten beachteten des Kongresses durch die Konkretheit seiner Aussage und die Offenheit seiner Sprache.

Msgr. van Bekkums Hauptanliegen war dies: die aus dem Heidentum bekehrten Neuchristen der Missionsländer kommen zum großen Teil aus einem noch ganz von religiösen Kulturn durchsetzten Lebensraum. Was finden sie nun als Ersatz für ihre zwar mit Aberglauben untermischten, aber von echtem religiösem Gefühl getragenen Kulte in ihrem neuen christlichen Glauben? Meistens nur stille Messen, deren kultische Handlung dem neubekehrten Heiden völlig unverständlich bleibt und ihm „ärmlich, ja primitiv“ vorkommen muß.

In einem ersten Teil stellte Msgr. van Bekkum die „kultische Frömmigkeit der Heiden als Voraussetzung für den christlichen Kult“ in den Missionsländern dar. Obwohl die Verhältnisse in den verschiedenen Missionsgebieten sehr verschieden voneinander sein können, glaubt er doch, daß das, was er von seinem eigenen Bistum in Indonesien sagen kann, mutatis mutandis auch von den meisten übr-

gen gilt. Daher kann er die eigenen Erfahrungen zum Ausgangspunkt für die Beurteilung der Lage in den Missionsländern überhaupt machen. Zunächst versuchte er, das kultische Tun und Denken, das die Einwohner seines Missionsgebiets aus ihrer bisherigen Religionsübung mitbringen, zu beschreiben, indem er eine Reihe von Gedanken und Riten anführte, mit denen sie vertraut sind. „Die Parallele zum christlichen Heilsmysterium und zu seiner Vergegenwärtigung im christlichen Kult ist unverkennbar.“

Das Bewußtsein der Gegenwart der Gottheit und der Möglichkeit, in sehr einfacher Weise mit ihr zu sprechen, ist ihnen vertraut. Sie kennen die Bedeutung des blutigen Opfers in der Annäherung an die Gottheit, als Sühne-, Bitt-, Dank- und Lobopfer. Es gibt heilige Symbole der Beziehungen zwischen der Gottheit und dem Menschen. Auf dieser Grundlage besteht eine Kultfeier, die „eine wirkliche Gemeinschaftsfeier mit starker *actuosa participatio* aller in Gestus, Ritus und Tanz“ ist. „Sakrale Volksmusik und sakraler Volksgesang, Akklamationen, Gebete und heilige Symbole sind mit diesen Kultfeiern untrennbar verbunden . . . Nach der Art einer richtigen Vigil feiert man die ganze Nacht hindurch . . . Man beginnt kein Fest ohne vorherige Reinigung. Oft findet sogar ein Schuldbekennnis mit öffentlicher Gewissenserforschung statt . . . Der Opferteil der Kultfeier kennt eine Einzugsprozession und eine Opferprozession . . . Auch ein rituelles Mahl mit der Gottheit, mit den Geistern findet statt . . . Es liegt auf der Hand, wie die eben dargelegte kultische Frömmigkeit der Missionsvölker im recht verstandenen und recht gefeierten christlichen Kult, wie ihn der Heilige Vater in seinen Enzykliken und seinen Liturgiereformen neu herausstellt und anstrebt, seine volle christliche Erfüllung findet.“

Die meisten Missionare haben sich aber heute davon noch keine Rechenschaft gegeben. Der Neubekehrte erleidet daher meist große Verluste, wenn er zur katholischen Kirche übertritt und einer der gewöhnlichen Missionspfarreien beitrifft, „wo während der heiligen Messe weder gemeinsam gesungen noch gemeinsam gebetet wird, wo man nur stille Messen kennt oder nur den Chor singen läßt . . . Der Neubekehrte oder die neubekehrte Gemeinschaft muß verzichten auf ihre einheimische Kultstätte; auf die Verehrung ihrer Ahnen, auf die kultische Autonomie der Großfamilie und Gemeinschaft . . . Ja die früher selbständige Gemeinschaft erhält nicht einmal einen Vertreter aus ihrer Mitte, der die kultischen Funktionen mitvollzieht. Die einheimische Festfeier geht verloren. Verloren geht den Neubekehrten die familiäre Intimität ihrer Liturgie, die Verständlichkeit ihres Kultes, das gemeinschaftliche Mittun im liturgischen Vollzug. Verloren geht die bodenständige Sprache ihrer Formen, die ‚Anstandsformen‘ im Angesicht des Göttlichen, die aus ur-eigenem Geist und Empfinden heraus gestaltet wurden. . . . In eine Pfarrei von der oben geschilderten Art eingegliedert, verliert das liturgische Tun der Neubekehrten an Lebensnähe und Wahrhaftigkeit: sie verlieren ihre ganz konkrete Opferhandlung, mit Schlachtopfer, Darbringung der Gaben und Opfermahl. Ebenso ihren Vermählungsritus und ihre Totenfeier. Sie müssen auf ihre Ackerbaufeste verzichten, auf das gemeinschaftliche Vortragen ihrer Nöte, die mit den wechselnden Jahreszeiten oder durch Katastrophen über sie hereinbrechen. Wann betet denn eine Gemeinschaft im Rahmen der Liturgie einer solchen Pfarrei echt aus der Not ihres Herzens? Ver-

loren geht endlich das Pflichtbewußtsein und die Sorge um die Bewahrung des gemeinsamen Glaubens, um die Erhaltung der Gesetze der Vorfahren und um die Erhaltung der gottesdienstlichen Formen . . . Dabei muß man bedenken, daß es sich vielfach um Gemeinschaften von Analphabeten handelt, bei denen all diese Dinge ungleich schwerer wiegen . . .“

„Bei der Aufzählung all dieser Verluste kann man leicht ermessen, welche Opfer ein Neubekehrter bringen muß. Zwar ist sich der Neubekehrte dieser Verluste kaum klar bewußt, weil ihm dazu die notwendige Bildung fehlt. Wir aber haben klare Einsicht in den Sachverhalt und daher die Pflicht, dem Neubekehrten unnötige kultische Verluste zu ersparen. Oft ist mir der Gedanke gekommen, daß sich manche Schwierigkeit nicht ergeben hätte, wenn die katholisch-orientalischen Riten ähnlich wie die Thomaschristen den Fernen Osten erobert hätten und in ihm heimisch geworden wären. Das bedeutet, daß alle eben erwähnten Fragen eine neue Antwort finden müssen . . .“

Msgr. van Bekkum machte dann einige Vorschläge, wie man der kultischen Dürftigkeit zumal bei der Feier der heiligen Messe für die Neubekehrten aus dem Heidentum abhelfen könnte.

„Als erstes wäre hier die Einfügung der Fürbitten am Ende des Lesegottesdienstes zu nennen, die in Anknüpfung an das uralte Allgemeine Gebet in den letzten Jahren mancherorts bereits eine hoffnungsvolle Wiederbelebung erfahren haben. Auch für die Missionen wären solche Fürbitten von großer pastoral-liturgischer Bedeutung. In der jetzigen Messe kommt das reine Bittgebet wohl doch etwas zu kurz. In Litaneiform tritt es gar nicht mehr auf. Das ist sehr zu bedauern . . . Hinzu kommt, daß hier die Gelegenheit geboten wäre, neben den großen allgemeinen Anliegen der Kirche auch die besonderen Anliegen des Landes, der Gegend oder der Pfarrei zu berücksichtigen. Natürlich kommt für diese Fürbitten genau wie für das Allgemeine Gebet nur die Volkssprache in Frage. Wenn der Priester sie nicht selbst nach der Predigt spricht, sollte sie ein Vorbeter nach dem ‚Oremus‘ des Offertoriums vorbeten.“

Die zweite Möglichkeit, die nach Ansicht Msgr. van Bekkums stärker ausgenutzt werden müßte, ist der Opfergang, der für den Neuchristen, zumal wenn er Analphabet ist, große Bedeutung haben kann. „Der Neuchrist wird bei der Messe vor allem den Eindruck haben, daß eine richtige Opferfeier fehlt. In seinen Augen haben die Handlungen der heiligen Messe mehr andeutenden als vollziehenden Charakter. Das gilt sowohl für die Handlungen des Priesters wie auch vor allem für die der Gemeinschaft. Ein bloßes Anhören oder ‚Beiwohnen‘ ist für das echte kultische Empfinden, das der Neuchrist oft aus dem Heidentum mitbringt, armselig, um nicht zu sagen primitiv.“ „Diese Frage der wirklichen Opferfeier ist darum gerade für die Missionen von größter Wichtigkeit . . . Von hier begreift man, daß ihnen ein echter Opfergang in der heiligen Messe das Gefühl geben müßte, der Kern ihres früheren kultischen Lebens sei im neuen wahren Kult gerettet und erfüllt.“

Msgr. van Bekkum möchte hier eine gewisse Elastizität gewahrt haben, damit der Opfergang und seine Riten den jeweiligen örtlichen Gegebenheiten angepaßt werden können. So müßten die Opfergaben die Erzeugnisse des Landes sein. Aber vor allem müßten „am Schluß die eigentlichen Gaben für den Vollzug der heiligen Euchari-

stie, Brot, Wein und Wasser, dargebracht werden.“ Auch der caritative Aspekt des Opferganges sollte für den jungen Christen in Erscheinung treten.

Msgr. van Bekkum hält es aber für notwendig, über die Ausschöpfung aller Möglichkeiten, die die heutige liturgische Gesetzgebung bietet, noch hinauszugehen, wenn die Botschaft Christi zu den fernen Völkern und Kulturen getragen wird. „Ich glaube, es ist notwendig, daß wir uns von Zeit zu Zeit wieder einmal gründlich darauf besinnen, daß es letztlich nur auf das Wesentliche ankommt, daß es an sich nicht darum gehen kann, in welcher Sprache und in welchen Kultformen Gott verherrlicht wird, wenn nur das Wesentliche der christlichen Gottesverehrung im Kult gewahrt wird . . . Damit dies aber erreicht wird, scheint es uns Missionaren notwendig zu sein, daß wenigstens einige Kultformen, die den Missionsvölkern vor ihrer Bekehrung eigen waren, Heimatrecht auch in der christlichen Liturgie erhalten. Man möge bedenken, daß die jahrhundertealten Riten der Völker in den Missionen oft die feinsten Schattierungen und Nuancierungen ihrer Seele zum Ausdruck bringen und daß es einen wirklichen Verlust bedeutet, wenn wir nicht wenigstens den edelsten ihrer Kultformen eine neue Funktion im christlichen Kult verleihen. Gewiß, auch wir Missionare sind davon überzeugt, daß jedes Volk, das in die übernationale, universale Kirche eintritt, kultische und kulturelle Opfer bringen muß. Die Einheit der Kirche und das Sakrale verlangen das . . . Demgegenüber sollte die Liturgie diesen Völkern aber auch entgegenkommen und nicht unnötige Opfer von ihnen verlangen . . .“ Denn, wie Msgr. van Bekkum nach einem kurzen Überblick des von Papst Pius XII. für die Missionen bereits Geleisteten zusammenfaßt: es wäre überaus interessant, zu untersuchen, „inwieweit der Mangel an Verständlichkeit und Anpassung in unserem Kult Einfluß auf die religiöse Gleichgültigkeit, auf den Übertritt zu pietistischen Sekten oder zum Kommunismus ausgeübt hat . . . Es ist wahr: viele Tausende finden bei uns zu wenig Liebe. Ebenso wahr ist es, daß Millionen, die von Herzen beten wollen, es nur nach oder außerhalb der Liturgie tun.“

Unter den konkreten Vorschlägen, die Msgr. van Bekkum dann noch machte, standen die der Lesungen in der Muttersprache, des Hochamts mit Volksgesang, wie es bereits in Deutschland und Österreich und den osteuropäischen Ländern so großen Anklang gefunden hat, und der Wiederbelebung der niederen Weihen voran.

#### *Die Erneuerung der Heiligen Woche*

Unter allem, was Pius XII. bereits für die liturgische Erneuerung in der lateinischen Kirche getan hat — für die in der Einheit mit Rom lebenden orientalischen Kirchen hat er vor allem das getan, daß er im Geiste seiner letzten Vorgänger wieder und wieder die Bedeutung betont hat, die der Schatz ihrer Überlieferungen, zumal ihrer Liturgien, für die Kirche hat, wie Dom Olivier Rousseau in seinem Referat ausführte —, unter allen bisherigen Reformen steht zweifellos die Erneuerung der Heiligen Woche, vom Palmsonntag (oder, wie es nun heißt, vom zweiten Passionssonntag) an bis zur Ostervigil, an erster Stelle. Ihr war daher ein Vortrag mit zwei Korreferaten gewidmet, letztere, um den Erfolg dieser Erneuerung in zwei ganz verschiedenen nationalen Situationen zu beleuchten: in den Vereinigten Staaten und in der deutschen Ostzone.

P. Antonelli OFM, Generalrelator der Ritenkongregation, behandelte sein Thema unter drei Gesichtspunkten: der hervorragenden Wichtigkeit der Reform der Heiligen Woche; der Ergebnisse der ersten Verwirklichungen und der Aufgaben, die sich für eine künftige Stabilisierung noch bieten. Die Wichtigkeit der Reform ist klar: handelt es sich doch um die Feier des Zentralgeheimnisses des christlichen Glaubens. Zudem stellen die heiligen Riten dieser Tage „mitsamt ihren Formularen den kostbarsten Teil des gesamten liturgischen Erbes an Alter und Reichtum dar“. Sie erneuern bedeutet eine schwere Verantwortung.

P. Antonelli ging dann zunächst, entsprechend dem Dekret der Ritenkongregation vom 16. November 1955 (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 187—191), auf die pastorale Bedeutung der Verlegung der Feiern der drei Heiligen Tage auf die Nachmittagsstunden ein: „Der Zustrom zu den heiligen Feiern hat überall die kühnsten Erwartungen übertroffen.“ Zugleich hatte sie „auch ein direkt liturgisches Interesse“, nämlich die wiederhergestellte Beziehung zwischen den Berichten des Evangeliums und der Stunde ihres Gedächtnisses. Richtlinien der päpstlichen Kommission bei der Vorbereitung der Heiligen Woche waren, wie P. Antonelli sagte, immer zwei: „peinliche Treue gegenüber der besten liturgischen Überlieferung auf der einen Seite und ein Gespür für die seelsorglichen Interessen auf der anderen Seite“. Das bedeutet, daß man zwar am Alten festhalten oder es wiederherstellen wollte, jedoch nicht nur, weil es eben alt war. Wesen der Liturgie ist es, „zugleich Verehrung Gottes und Schule und Lehrerin des christlichen Lebens“ zu sein. Darum „müssen die Gläubigen bewußt tätigen Anteil nehmen können“. „Bei der gegenwärtigen Reform der Heiligen Woche ist diese Anteilnahme offenbar und fortdauernd.“

Die ständigen Hinweise im neuen Ordo, wie sich die Anteilnahme der Gläubigen lebendiger gestalten lasse, haben jedoch, wie P. Antonelli versicherte, noch über die unmittelbare pastorale Funktion hinaus eine andere Bedeutung: sie geben nämlich „für das Ganze der liturgischen Reform, mit anderen Rubriken zusammen, einen Fingerzeig, wie in Zukunft die Grundsätze und Richtlinien der liturgischen Reform verlaufen werden. Wenn es z. B. heißt, daß in der Heiligen Woche in der feierlichen Gestaltung, d. h. mit ‚ministri sacri‘, der Zelebrans nicht das liest und wiederholt, was die Ministri — Diakon, Subdiakon, Lektor — singen oder lesen ‚kraft ihres eigenen Amtes‘ (Instructio II, 6), sondern daß auch er, der Zelebrans, und gerade er als Haupt der Gemeinde, ‚sitzend zuhört‘, so bekundet sich darin ein Grundsatz, der — wie alle Liturgiker wohl wissen — in allen ähnlichen Fällen zur Anwendung kommen wird. Und wenn es bei den feierlichen Orationen des Karfreitags nach der Einladung des Diakons ‚Flectamus genua‘ heißt, es solle ein kurzes Stillgebet folgen, so ist es klar, daß auch in allen ähnlichen Fällen im Verlauf des Kirchenjahres so verfahren werden soll.“

P. Antonelli ging dann kurz auf einige geringere Schwierigkeiten ein, die da oder dort bei der Einführung des neuen Ordo aufgetreten waren und die zu Bitten und Vorschlägen, zumal hinsichtlich etwas größerer Elastizität in den festgesetzten Zeiten, geführt haben. Sie sind fast immer durch das moderne Arbeitsleben begründet und werden sicher so oder so berücksichtigt werden. Dem-

gegenüber konnte P. Antonelli all die entscheidenden Punkte aufzählen, die die Gläubigen mit großer Ergriffenheit aufgenommen haben und für die sie Papst Pius XII. nicht genug danken können. Wir brauchen sie hier nicht aufzuführen, da wir sie ja alle aus eigener Erfahrung kennen. Wo die starke Teilnahme des Volkes geradezu zu Schwierigkeiten geführt hat (Kreuzverehrung) und wo darum um die Erlaubnis gebeten worden ist, die Feier zwei oder dreimal wiederholen zu dürfen, glaubte P. Antonelli sagen zu können, daß die Ritenkongregation „all diese Vorschläge wie so viele andere näher prüfen wird“.

Zum Schluß ging P. Antonelli noch auf die „Instructio“ ein, die die Heilige Ritenkongregation dem Dekret über die Erneuerung der Heiligen Woche beigegeben hat und die sich an den Klerus richtet, um ihm das Eindringen in den Geist der Neuordnung und deren seelsorgliche Auswertung zu erleichtern. P. Antonelli gab selber noch einige Hinweise für die Pastoral der Feiern, auf die am besten durch die Predigten der Fastenzeit vorbereitet werde: das Bekenntnis zum Königtum Christi am Palmsonntag und die Hinordnung auf sein Kreuz durch die Lesung der Passion; die Einsetzung der Eucharistie als Liebesmahl in bezug zur brüderlichen Liebe überhaupt; der Kreuzestod in seiner Verbindung mit der nach Jahrhunderten jetzt wieder eingeführten Kommunion der Gläubigen als der unblutigen Erneuerung des Kreuzesopfers; die Erneuerung des Taufgelübdes in der Osternacht.

Von der Erneuerung dieser großen Zentralliturgie der Christenheit her wird, so hofft die Kirche, auch die Heiligung des Sonntags vielleicht wieder in ihrer wahren Bedeutung dem Volk nahekommen.

#### *Die Heilige Woche in der Ostzone*

Einen tiefen Eindruck machte auf alle Teilnehmer des Kongresses der Bericht des Apostolischen Administrators von Meißen, Bischofs Otto Spülbeck, über die Feier der erneuerten Heiligen Woche in der deutschen Ostzone, wo heute die Liturgie wieder eine ähnliche Bedeutung hat wie in den frühen christlichen Jahrhunderten oder auch in den Missionsländern. Die Lage eines Landes, das der geistigen Atmosphäre nach „hinter dem Eisernen Vorhang“ liegt, wurde hier deutlich. Schon an sich ist der deutsche Osten für die katholische Kirche Diasporagebiet; doch heute herrscht dort jene „schwere und ernste Diasporasituation, die durch den für das Glaubensleben so verhängnisvollen Zugriff des atheistischen Materialismus verschärft wird“.

„Unsere Katholiken“, so sagte Bischof Spülbeck, „sind in diesem Lande religiös sehr einsam. Ihre Anliegen werden nicht verstanden. Ihre Art der Frömmigkeit wird verlacht. Da das Gebiet zivilisatorisch und technisch hoch entwickelt ist, gelten sie als rückständig und dumm; außerdem sind sie sozial oft die Schwächeren . . . Der Ansturm des atheistischen Materialismus hat vieles wieder weggefegt“, was während der Zeit des Nationalsozialismus erwacht war. Jetzt „werden die Kinder gegen die Eltern und deren Glauben erzogen in den Schulen, die lehrplanmäßig nur dem atheistischen Materialismus offenstehen. Das dauernde jahrelange Einhämmern von marxistischen Sätzen wirkt irgendwie nach . . . Es gibt bei uns gelegentlich Prozessionen und Wallfahrten, und sie sind sehr beliebt, aber die Möglichkeit des öffentlichen Bekenntnisses in gemeinsamen Feiern ist zu selten. Demgegenüber finden bei uns ständig Umzüge mit Parolen

verschiedenster Art statt. Sprechchöre treten auf, und Transparente werden getragen. Es gibt eine öffentliche, geradezu blasphemische Liturgie, die die Massenorganisationen veranstalten. Maschinen werden bekränzt und in feierlichem Umzug durch die Straßen geführt. Hymnische Chöre treten auf, die in Nachäffung unserer Liturgie singen: ‚Ruhm, Preis und Ehre dem Traktor und der Maschine‘ . . .“

In einer solchen Atmosphäre wird die Feier der erneuerten Kar- und Osterliturgie zu einem einschneidenden Ereignis. „Ein junger katholischer Arbeiter sagte am Oster Sonntag dieses Jahres zu einem unserer Geistlichen: ‚Von einer solchen Karwoche und Ostern kann ich wieder ein ganzes Jahr leben.‘“ Der Christ in jenen Ländern „will ja Zeuge sein und Zeugnis ablegen von dem, was sein Innerstes bewegt. Diese Lebensäußerung des Glaubens ist für unsere Diaspora und für unser Land entscheidend. Der katholische Mann gibt Christus die Ehre, und er ist freudig dabei beteiligt, und zwar im Vollzug der hohen Liturgie der Kirche und nicht in paraliturgischen Formen.“

Die erneuerte Liturgie der Heiligen Woche schien oft wie genau für die Situation dieser Menschen geschaffen: das Bekenntnis zu Christus dem König in der Palmsonntagsprozession, die Kreuzverehrung am Karfreitag, ganz besonders auch die Karfreitagsfüßbitten, die „in Wahrheit die *Orationes fidelium nostrorum* geworden“ sind.

Die Liturgie der Kirche bringt dem Menschen in den marxistisch regierten Ländern das große Glück, daß der einzelne zugleich als einzelner gilt und doch nicht isoliert ist. „Bei uns“, so sagte Bischof Spülbeck, „steht der einzelne immer in der Masse, so daß er völlig von ihr verdeckt wird. In diesem Jahr erlebten wir auch große Menschenmassen in den Gottesdiensten. Aber es war keine Masse mehr, jeder einzelne galt. Es war auch keine Privatfrömmigkeit, die jeden singulär macht, sondern es war die Gemeinsamkeit so vieler einzelner . . .“

Die Feier der Osternacht selber hat „für unser Gebiet . . . ihr besonderes Gewicht: Aus der Dunkelheit zum Licht!“ Denn was in der Ostzone öffentlich gelehrt wird, spiegelt sich etwa in den Äußerungen eines Offiziers der Sowjetischen Kommandantur in Leipzig, die Bischof Spülbeck wiedergab: Als man ihm vor Jahren einen Text des „Lauda Sion“ zur Genehmigung vorlegte, sagte er: „Wer ist die Nacht? Wer ist das Licht? Der Westen ist die Nacht. Wir Sowjetmenschen sind das Licht, und wir haben daher die Zukunft.“ Der ganze unbändige Messianismus, der . . . das jetzige sowjetische System mit so vielen Impulsen erfüllt, wurde sichtbar. Wir sind das Licht! Wir sind die Zukunft! So hören wir es immer in unsern Gegenden. Und nun kommen unsere Katholiken aus einer solchen Welt hinein in den Raum der österlichen Kirche und singen und erleben es mit, was es heißt: ‚Lumen Christi‘ . . . Verstehen Sie, wie nötig uns diese Liturgie ist?“

Wenn noch Wünsche übrigbleiben, so ist das auch hier wieder und ganz besonders die noch weitere Verwendung der Muttersprache. Die erste Bitte wäre dabei, „daß das Privileg der *missa cantata cum cantu in lingua vernacula* auch für die Liturgie der Heiligen Woche Geltung erhalten möchte . . . Das gläubige Bekennen zu Christus in der Palmprozession, die so eindringlichen Improperien des Karfreitags und der Osterjubel des Ostermorgens mögen unmittelbar zum Herzen und aus dem Herzen sprechen“

durch Ausdehnung der Rubrik 20 des Palmsonntags auf die weiteren Tage. Die zweite Bitte betrifft die Lesung der Passion am Palmsonntag und Karfreitag auf deutsch, die dritte den Zeitpunkt für die Osternachtfeier mit Rücksicht auf die oft weiten Wege zur Kirche in Diasporagegenden und die Unsicherheit der Straßen bei Nacht.

#### *Der Volksgesang in der Kirche*

Auch die wichtigsten Teile des Referates Bischof Stohr von Mainz über „die Enzyklika *Musicae sacrae disciplina* und ihre Bedeutung für die Seelsorge“ handelten weitgehend von dem Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie. Das heißt: sie bezogen sich einmal auf die „*Missa cantata cum cantu in lingua vernacula*“, die in Deutschland, Österreich und einigen slawischen Ländern seit langem gestattet ist, und dann auf den deutschen Volks- gesang in der *missa lecta* und in paraliturgischen Ver- anstaltungen.

Da es die Aufgabe dieses Referats war, den gesamten Gehalt der Musik-Enzyklika darzulegen, ging Bischof Stohr ihren Gedanken Punkt für Punkt nach. Er begann also mit den Richtlinien für den Gregorianischen Choral. „Diesen kostbaren Schatz gilt es zu bewahren und aus ihm in reicher Fülle dem christlichen Volke auszuteilen. Das bezieht sich in erster Linie auf den gregorianischen Gesang römischer Prägung, nicht minder jedoch auf die liturgischen Gesänge der anderen Riten, ‚*sive occidenta- lium populorum, ut Ambrosiani, Gallicani, Mozarabi, sive variorum Rituum Orientalium* . . . Freilich gibt es Ausnahmen von dieser ‚*nota universalis*‘“, so fuhr Bischof Stohr dann fort. Eine der wichtigsten ist die Form des „deutschen Hochamts“. „Es ist nicht etwa eine deutsche Messe, sondern eine lateinische Messe. Der Priester zelebriert die Messe und singt alle ihm zukommenden Rufe und Gesänge in lateinischer Sprache, und auch das Volk antwortet ihm auf seine lateinischen Rufe in lateinischer Sprache. Lediglich an Stelle der übrigen lateinischen Ge- sänge werden vom Volk Gesänge in der Muttersprache gesungen . . . Diese ‚*immemorabilis et plus quam centenaria consuetudo*‘ wurde im Jahre 1943 . . . dem Heiligen Stuhl zur Approbation vorgelegt.“ Die Antwort des Heiligen Stuhls vom 24. Dezember 1943 lautete: „*Benignissime toleretur*.“ Dieses Privileg wurde 1955 vom Heiligen Offizium nochmals bestätigt und genau umgrenzt. Es ist „bei uns von großer seelsorglicher Bedeutung“. Bischof Stohr betonte, daß diese Form der Messe zumal bei den Männern besonders beliebt ist. „Ähnliches darf gesagt werden vom Gesang psalmenähnlicher Weisen, die in vielen Diözesen namentlich bei den Männern sehr beliebt sind.“ Übrigens hat der Heilige Stuhl „dieses Privi- leg, das auch schon in der von den Jesuiten im 17. Jahr- hundert gegründeten Indianermission Kanadas Geltung gehabt haben muß . . ., noch in jüngster Zeit auf ver- schiedene Missionsgebiete Ostasiens und Ostafrikas aus- gedehnt“.

Der Gregorianische Choral wird darum aber, wie der Bischof bezeugen konnte, keineswegs vernachlässigt. „Was die deutschen Bischöfe betrifft, so kann ich sagen, daß sie in diesem Punkt dem Heiligen Vater nicht nur Gehorsam versprechen, sondern seiner Weisung ‚*aliquomodo*‘ bereits zugekommen sind. Seit langem gibt es in Deutschland kein Diözesangebetbuch, das nicht auch diese einfachen lateinischen Melodien enthielte, so daß diese sich in den Händen eines jeden katholischen Schulkindes und vieler Millionen katholischer Männer und Frauen befinden. In

der Praxis wechseln in vielen Pfarren beim sonntäglichen Hochamt die lateinischen gregorianischen Meßgesänge mit dem Gesang in der Muttersprache und an Festtagen mit mehrstimmigen Meßgesängen . . . ab.“

Bischof Stohr sprach weiter davon, daß das Mitlesen einer deutschen Übersetzung, während der Priester den lateinischen Text liest oder singt, dem Gläubigen doch nur eine „quasi-participatio“ gewähre und daß die allmähliche Trennung von Liturgie- und Volkssprache, wie sie sich während des Mittelalters herausgebildet hat, „eines der tiefsten und schwersten Probleme“ auch der *musica sacra* sei, „unter dem die katholische Christenheit seit dem Abschluß des Mittelalters und der vollen Entfaltung der Nationalsprachen in zunehmendem Maße leidet, in der Mission draußen noch in schärferem Grade . . . Ich habe das feste Vertrauen“, fuhr er fort, „daß diese ganze schwierige, jedoch unter dem Gesichtspunkt einer pastoral fruchtbaren Liturgie sehr dringliche Frage von der Weisheit und Mütterlichkeit der Kirche eines Tages in einer großherzigen Weise gelöst werden wird . . .“ Als Beispiel erschien ihm dabei das Verhalten der Kirche gegenüber den Slawenaposteln Cyrill und Method im 10. Jahrhundert, denen bekanntlich der Heilige Stuhl die Übersetzung der römischen Liturgie ins Slawische gestattete.

Nach einer kurzen Skizzierung der Weisungen der Musik-Enzyklika in bezug auf den mehrstimmigen Gesang, die Benutzung von Orgel und Saiteninstrumenten im Gottesdienst kam Bischof Stohr zu dem Thema, das ihm als „das eigentlich Neue“ in der Enzyklika Pius' XII. erscheint: der offiziellen Behandlung des religiösen Volksgesangs in der Muttersprache.

„Diese leiten ihren Ursprung aus den liturgischen Gesängen der Kirche her, sind jedoch dem Charakter, dem Denken und Fühlen der einzelnen Völker stärker angepaßt . . . Sie müssen selbstverständlich den Glaubenslehren der Kirche entsprechen. Sie sollen diese in klarer Sprache, verhältnismäßig einfachen Melodien, jedoch mit religiöser Würde und religiösem Ernst zum Ausdruck bringen . . . Diese Gesänge dürfen zwar nur mit besonderer Erlaubnis des Heiligen Stuhls bei der *missa cantata* Verwendung finden . . ., doch weist ihnen der Heilige Vater ausdrücklich und ohne Einschränkung einen Ehrenplatz bei der einfachen Meßfeier zu . . . Zu diesem Zweck erhebt der Heilige Vater die Forderung, daß diese Volksgesänge den einzelnen Teilen der heiligen Messe in rechter Weise angepaßt seien.“ Diese kirchlichen Volksgesänge haben außerdem ihren Platz „auch außerhalb des Gotteshauses, bei Prozessionen und Wallfahrten, bei Tagungen, bei der Erziehung der Jugend, in Haus und Familie“.

Als Bischof eines Landes, „dessen mächtiger religiöser Volksgesang in der Muttersprache schon vom hl. Bernhard von Clairvaux gerühmt wird“, machte Bischof Stohr dann einige wichtige Bemerkungen zu diesem religiösen Volksgesang.

„1. Gewisse Volksmelodien kommen und gehen. Sie sind heute bei allen beliebt und morgen vergessen oder verachtet. Religiöse Volksgesänge, die bei uns die Jahrhunderte überdauert haben und auch, wenn sie vergessen waren, zu neuem Leben erweckt werden konnten, sind vielfach der Welt des Chorals entsprungen oder doch irgendwie dieser Welt verwandt.“

„2. Auch Texte sind der Vergänglichkeit unterworfen, namentlich wenn sie allzu subjektiv sind. Diese bringen keine dauernde Frucht. Die Textdichter sollten sich darum die Liturgie der Kirche zur Lehrmeisterin nehmen und,

wie diese es tut, aus dem großen Schatz der Heiligen Schrift, namentlich der Psalmen, schöpfen oder sich von den großen Gesängen der Kirche, dem Gloria, dem Sanctus, dem Agnus Dei, dem Tedeum oder den großen Hymnen und Antiphonen und Sequenzen anregen lassen, nicht damit sie diese lediglich wörtlich übersetzen, sondern damit sie auf ihre Weise und mit ihren dichterischen Mitteln Echtes, Wahres und Dauerhaftes schaffen. Unsere Erfahrung, die wir mit den Gebetbüchern gemacht haben, lautet: je näher bei der Heiligen Schrift, um so beständiger, um so tiefer, um so beliebter. Zudem scheint es berechtigt zu sein, daß wir eine ganz besondere mystische Wirkung in dem Gotteswort selber annehmen . . .“

#### *Die Brevierreform*

Das letzte wichtige Thema des Kongresses von Assisi war die Vereinfachung der Rubriken und die Brevierreform. Kardinal *Lercaro*, Erzbischof von Bologna, einer der Männer, die den tiefsten Eindruck bei den Kongreßteilnehmern hinterließen, sprach darüber. Ausgehend von der Vereinfachung der Rubriken, deren Sinn es ist, „die großen Linien des liturgischen Tages und des liturgischen Jahres wieder deutlicher“ zu machen und „dem Brevierbeter größere Ruhe und Sammlung zu ermöglichen“, wies der Kardinal die Grundsätze auf, die man von hier aus für eine künftige weitgehendere Reform erschließen kann: „Als Hauptgrundsatz einer solchen Reform erscheint vor allem der, dem Sonntag und den hohen Zeiten des Kirchenjahres gegenüber den Heiligenfesten mehr Gewicht zu geben und damit zugleich die pastoralen Werte, die darin liegen, stärker zur Geltung zu bringen.“

Man kann sich aber nach Ansicht des Kardinals fragen, ob die endgültige Reform nicht weitergehen und Probleme aufgreifen wird, die im Rahmen des Dekrets über die Rubrikenvereinfachung nicht zu erörtern waren. Die erste Frage ist dabei: „Soll das Offizium für den Weltklerus weiterhin nach dem Muster des monastischen Offiziums gestaltet sein? Das nächtliche Gebet und die kleinen Hören entsprechen offenbar mehr den Möglichkeiten einer religiösen Gemeinschaft als den Verhältnissen des Weltklerus. Damit hängt die Frage nach der inneren Struktur der Tagzeiten zusammen . . . Im privaten Breviergebet . . . muß der durchgehende Dialog (der den Chor voraussetzt) auf einen Monolog zurückgeführt werden, eine Umwandlung, der doch der Makel einer gewissen Unwahrhaftigkeit anhaftet. Andererseits bleibt bestehen, daß auch das privat gebetete Offizium immer ein öffentliches Gebet ist, und manche sind der Meinung, daß seine chorgemäße Form seine Eigenschaft als kirchliches Gebet besser widerspiegeln.“

Mit dem Verzicht auf manche chormäßige Formen (Großgebete u. dgl.), so sagte Kardinal *Lercaro*, würde die Kirche jedoch nicht auf das musikalische Erbgut des gregorianischen Antiphonars verzichten. Die chorgemäße Form würde immer in ihrer naturgemäßen Gestalt verbleiben — aber nur im Chor der Kollegialkapitel und der Klöster. Eine zweite Frage: seit der Renaissance wurde in das asketische Leben des Priesters eine Anzahl persönlicher Frömmigkeitsübungen aufgenommen, die allmählich verpflichtenden Charakter erhielten: Betrachtung, Besuch des Allerheiligsten, Rosenkranz, Gewissensforschung, geistliche Lesung. Die Morgenstunden mit Matutin, Laudes und Prim sind heute überlastet. Das Antizipieren kann nicht als ideale Lösung betrachtet werden. Das private



Gebet und das öffentliche Gebet sind beide unerlässlich, aber sie müssen miteinander in Einklang gebracht werden und sollen einander befruchten. So könnten z. B. die Lesungen der Matutin den Stoff der Betrachtung liefern, und die Psalmen der Laudes könnten ihren Ausklang bilden. Eine Frage sekundärer Ordnung wäre es daneben, daß es nicht unangebracht erschiene, Psalmen, die uns heute weniger nahestehen, z. B. die Fluchpsalmen, nur noch als Lesungen zu gebrauchen. Mit Rücksicht auf eine stärkere Entwicklung anderer Elemente des Breviers, zumal der Lesungen, könnte der Psalter auf drei oder vier Wochen verteilt werden. Die Lesungen sollten die *lectio divina* darstellen, die nach mittelalterlicher Auffassung die erste Stufe des Gebets ist. Die Vorschläge, die für eine Neugestaltung der Lesungen gemacht werden, sind sehr verschieden. „Jedenfalls werden die Lesungen auf der Ebene der dogmatischen Belehrung und der asketischen Bildung ihre Wirkung entfalten müssen, und sie werden niemals mehr eine rein formale Rolle spielen dürfen.“ Auch in der Vesper, an der ja auch das christliche Volk teilnimmt, sollte das *Capitulum* eine kurze, gut ausgewählte Lesung zur Belehrung und Bildung des Christen sein und womöglich in der Volkssprache vorgetragen werden. In den kleinen Horen könnte das *Capitulum* wegfallen. Der Hymnus sollte auch in der privaten Rezitation nicht fehlen. Das *Paternoster* sollte wieder in allen Tagzeiten einen beherrschenden Platz einnehmen, und irgendwo sollte auch das *Credo* vorkommen.

Matutin und Laudes sollten also der Betrachtung, die Komplet der abendlichen Gewissenerforschung nähergerückt werden. Die kleinen Horen könnten eine verkürzte Form erhalten (Hymnus, ein kurzer Psalm, *Paternoster* und *Schlußoration*). Die weitgehend vereinfachten Feste und die *Feriae* sollten in der Matutin nur drei Psalmen haben und im Chor drei Lesungen, die in der privaten Rezitation zu einer einzigen zusammenzuziehen wären. In der Vesper könnte bei der Feier mit dem Volk die Zahl der Psalmen vermindert werden.

Kardinal Lercaro sagte, nachdem er diese verschiedenen Vorschläge aufgezählt hatte, es seien nicht seine eigenen Gedanken, die er hier ausgesprochen habe, sondern er habe aus den vielfältigen Stimmen, die ihre Wünsche äußerten, diejenigen ausgewählt, die dem Geist der Liturgie und den seelsorglichen Erfordernissen am besten zu entsprechen scheinen. „Das Dekret zur Vereinfachung der Rubriken hat das Herz aller Freunde der Liturgie mit Freude erfüllt“, zumal auch durch die Hoffnungen, die es für künftige Neugestaltungen geweckt hat. „Aber auch die kühnsten Reformen wären wertlos, wenn dem Gebet der rechte Geist fehlte.“

Die Schlußworte des Referats Kardinal Lercaros können als Schlußwort aller Vorträge und Vorschläge des Kongresses von Assisi gelten: „In diesem Sinne vertrauen wir diese Gedanken dem mütterlichen Herzen der Kirche an, und ihrer liebevollen Weisheit überlassen wir uns in kindlichem Vertrauen mit geschlossenen Augen.“

## Aus der Ökumene

### Moskau und die Ökumene

Seit langem bemüht sich die Herder-Korrespondenz um eine Klärung der durch die ökumenischen Kontakte mit der russischen Kirche aufgeworfenen Probleme. Sie hat stets auf die Gefahren hingewiesen, die ein Übersehen des politischen Aspekts der Aktion mit sich bringen kann, gleichzeitig aber betont, daß die besondere Lage der russischen Kirche, aus der heraus sie ihre Gespräche führen muß, nur durch ein weitherziges Eingehen auf die spezifischen Wesensmerkmale ostkirchlicher Glaubens- und Frömmigkeitshaltung verstanden werden kann. Während der deutsche Protestantismus — soweit er bei den Moskauer Besuchen engagiert war — Gefahr läuft, den ersten Aspekt zu übersehen oder zu unterschätzen, haben die jetzt ins Geschäft gekommenen Amerikaner die politischen Dinge mit unbeschwerter Frische bei Namen genannt, ohne allerdings ein tieferes Verständnis für die kirchlichen und religiösen Eigenarten des russischen Gesprächspartners aufzubringen. Sie haben damit ebensowenig eine Haltung einnehmen können, wie sie von der Herder-Korrespondenz in ihrem letzten zusammenfassenden Bericht über den Besuchsaustausch zwischen der Ökumene und Moskau (9. Jhg., S. 568 ff.) als notwendige Reaktion des Westens bezeichnet worden ist.

*Fortsetzung des ökumenischen Besuchsaustausches mit der russischen Kirche*

Die wichtigsten Etappen der fortschreitenden Kontaktnahme seit Ende vorigen Jahres waren folgende:  
Vom 21. 11. bis 12. 12. 55 weilte eine Abordnung der

dänischen lutherischen Kirche unter Führung des dänischen Primas, Bischofs Fuglsang-Damgaard, in der Sowjetunion. Dies war die erste Einladung des Moskauer Patriarchats an eine nordische Kirche. Zu gleicher Zeit (4. 12.—17. 12.) war der russische Erzbischof Boris mit einer Delegation des Moskauer Patriarchats Gast der Vereinigten Kirche von Kanada. Weihnachten 1955 unterstrich der Metropolit Nikolai durch eine Rundfunkansprache „an die evangelisch-lutherischen Brüder der nordischen Länder“ die Bedeutung, die Moskau den Kontakten mit den nordischen Ländern beimißt. Aber trotz der Tätigkeit des norwegischen Pastors Forbech, Trägers des Stalin-Friedenspreises und Mitstreiters Nikolais in der Friedensbewegung, wurde der Besuch des Moskauer Metropoliten in Oslo (Ende Februar 1956) zu einem Mißerfolg. Das norwegische Kirchenamt ließ Nikolai nicht in der Kathedrale von Oslo predigen und distanzierte sich von dem Besuch, der als rein privates Unternehmen von Pastor Forbech „in Zusammenarbeit mit dem äußersten linken Flügel der Friedensbewegung“ arrangiert worden sei. Es kam daher nicht zu offizieller Verbindungsaufnahme Nikolais mit norwegischen Kirchenführern. Auch während seines Aufenthaltes in Stockholm anlässlich der Sitzung des Weltfriedensrates (Anfang April) gelang es dem Metropolit nicht, offizielle Gespräche mit Vertretern der schwedischen Kirche zu führen.

Im März dieses Jahres (11.—21.) fand der in der internationalen Presse vielbesprochene Besuch einer Delegation des Nationalrats der Kirchen Christi in den USA in der Sowjetunion statt. Hierüber wird weiter unten noch einiges zu sagen sein. Der russische Gegenbesuch in den